

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1882.

№ 39.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(12. Fortsetzung.)

Die Königin fühlte sich trotz dieser sie nie verlassenden schmerzlichen und sie heftig empörenden Erinnerungen jetzt doch zu einer Heiterkeit angeregt, wie dies selten der Fall bei ihr war, und diesen Wechsel ihrer Empfindungen hatten nur die beiden kleinen Lady veranlaßt. Die Freude über das schöne Geschenk der Schimmel-Pony löste ihre Zungen und sie waren sehr eifrig bemüht, ihr zu erklären, daß sie wie Kavaliere zu Seiten ihrer Equipage im Hydepark einher galoppiren würden.

„O, ich werde mich sehr über euch und die Pony freuen ... natürlich, es wird sehr hübsch sein, ich werde euch applaudiren, alle Welt wird in die Hände klatschen!“ rief die Königin zustimmend. „Nun aber muß ich fort ... ich darf da nicht fehlen, wo man gewöhnt ist, mich täglich zu sehen. Anna, auf baldiges Wiedersehen! Du kommst mir nach ... in die Loge Good byn my Darlings. (Lebt wohl, meine Püppchen!“

Ehe die Herzogin ihre jungen Nichten zurückhalten konnte, der aus dem Zimmer voraus eilenden Königin nachzufolgen, hatten die kleinen zierlichen Damen die hohe Frau schon auf dem Perron der Treppe eingeholt und begleiteten sie hinunter bis an die Equipage, wo sie sich mit tiefen Verbeugungen von ihr verabschiedeten. Der herzogliche Steward (Haushofmeister), ein alter würdiger Diener des Hauses Hamilton, welcher in den unteren Räumen des Hauses wohnte, hatte sich beeilt, die jungen Damen, die er ohne Begleitung der Frau Herzogin, ihrer Tante, erblickte, in seine Obhut zu nehmen, wofür ihm die Königin zunicke dankte.

Während er beide hinauf zur Herzogin führte, wechselte diese Dame einige Fragen und Antworten mit Mistreß Lucie.

„Die gute Stanhope hat mir mitgeteilt, daß der Geschäftsführer der tardinischen Galerie sich um Sie bewirbt,“ hob sie an. „Werden Sie Ja dazu sagen?“

„My lady, ich kann mich noch nicht entschließen, mich zu binden,“ antwortete Lucie. „Entscheidend aber würde es für mich sein, wenn es ihm gelänge, seinen Onkel Tardini dazu zu bewegen, ihm die Galerie in Pacht zu geben. Durch einen sparsamen Haushalt könnten wir so viel erwerben, um sie später käuflich an uns zu bringen. Das wäre dann ebensoviel, als hätten wir ein für's Leben reichendes Kapital gewonnen.“

„Das Geschäft ist also so reich lohnend?“ fragte die Herzogin.

„Ja, My lady. Bis jetzt war Signora Marcella Tardini eben deswegen das einzige Hindernis dem Pachtantrage gegenüber.“

„Auch dies gibt sich vielleicht. Hoffen Sie das beste, Mistreß. Morgen bitte ich die Arbeit an diesem Teppich fortzusetzen, heute würden meine Nichten keine Aufmerksamkeit dafür haben, die Schimmelponys beschäftigen sie zu sehr.“

Dies bestätigte sich auch sofort, denn ihre Nichten kamen, vollkommen von dem Glücke begeistert, morgen zu Seiten der königlichen Equipage im Hydepark als die hohe Frau begleitende Kavaliere zu erscheinen, ins Zimmer, bis an dessen geöffnete Türe der Steward ihnen das Geleite gegeben.

Mistreß Lucie benutzte diesen Moment freundiger Aufregung, in der die kleinen Damen ihre Tante, die Frau Herzogin, mit stürmischem Jubel hineinrissen, um sich ohne Störung dieses großen Freudenausbruches zu entfernen.

10. Glücksschein.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Mistreß Stanhope und ihrer Abmieterin Lucie hatte sich im Verlauf der Zeit ein wenig gelockert. Die gute alte Dame besaß die bei so vielen in die Jahre vorrückenden Frauen sich zuweilen sehr widerwärtig äußernden Reigungen der Geschwätzigkeit und Keugier und des leidenschaftlichen Dranges zum Ehefisteln.

Nichts konnte ihr erwünschter sein, als daß Master Becco, den sie sehr schätzte, eines Tages den Wunsch gegen sie aussprach, Mistreß Lucie seine Gattin werden zu sehen.

„Oh, Master, mir scheint das kein unerfüllbares Verlangen!“ antwortete die alte Dame lachend. „Es ist so etwas Natürliches in Ihrem Wunsche, daß ich es als ganz vernünftig ansehe, wenn Sie Ihre Anfrage deshalb an sie selbst richten. Ich zweifle nicht, daß Sie eine zustimmende Antwort erhalten, sie ist ja immer so freundlich gegen Sie.“

„Das ist wahr; aber ich denke freundlich sein und heiraten

sind doch immer zwei Dinge, die nicht grade wie ein paar Geschwister zu einander gehören.“

„Das will ich auch nicht behaupten,“ entgegnete die vorige... „ich sollte aber meinen, ohne Freundlichkeit käme auch keine Heirat zu Stande. Ich habe wenigstens noch nicht gehört, daß Heiraten aus Aerger, Abscheu und Verachtung geschlossen wurden, wohl aber aus Habgucht und derartigen bösen Neigungen. Nun, das ist bei Ihnen nicht der Fall, das weiß ich.“

„Sie werden mir beipflichten, daß Mistreß Lucie, wenn unter uns zufällig vom Heiraten gesprochen worden, niemals sich bei diesem Thema beteiligt hat.“

„Ich habe darüber keine Beobachtung angestellt,“ antwortete jene.

„Nun, so tun sie es jetzt, gute Mistreß,“ sagte Becco... „und wollen Sie mir eine ganz besondere Gunst erzeigen, so sprechen Sie mit Mistreß Lucie über mein Anliegen; aber natürlich in einer Weise, die sie nicht erraten läßt, daß ich Sie darum gebeten habe. Die Antwort, welche sie Ihnen darauf gibt, dürfte vielleicht von Entscheidung für mich sein.“

„Das sage ich Ihnen zu,“ antwortete die alte Dame.

Für Mistreß Stanhope konnte es nichts Interessanteres geben, als eine Aufforderung dieser Art. Sie, die in der Ehe mit ihrem verstorbenen Manne sehr glücklich gelebt hatte, sah die Ehe überhaupt für einen glückseligen Zustand an und würde es sich nicht vergeblich haben, wenn sie dem Master Becco ihre Beihilfe zu dieser irdischen Glückseligkeit verweigert hätte. Sie zweifelte auch nicht, daß Mistreß Lucie ihrer Zusprache ein sehr geneigtes Ohr leihen werde. Wenn irgend etwas ihr an derselben unangenehm war, so lag das in dem unerforschlichen Schweigen, daß diese über ihre früheren Lebensverhältnisse beobachtete. Die alte würdige Dame hatte nichts weiter von ihr erfahren, als daß sie eine geschiedene Philipp, die Frau eines gut situirten Mannes sei, aber wodurch die Trennung ihrer Ehe bedingt worden, davon hatte sie geschwiegen und Mistreß Stanhope machte die verdrißliche Bemerkung, ihre Wißbegierde eines Tages von ihr mit den kurzen Worten zurückgewiesen zu hören: „Quälten Sie mich nicht! Jeder hat sein Geheimnis... ich liebe nicht, über das meinige Beichte abzulegen.“

Mistreß Stanhope schien anfänglich den Aerger darüber kaum verwinden zu können, indes da Lucie sich freundlich wie bisher und nicht nachträgerisch bezeugte, und was bei der alten Dame ganz besonders ins Gewicht fiel, sich auch im Verlaufe kurzer Zeit die Gunst der Frau Herzogin erworben hatte, so daß diese eines Tages die Aeußerung aussprach: „Meine gute Mistreß Stanhope, Sie haben mich durch Ihre Empfehlung der Mistreß Lucie als Lehrerin für meine Nichten zum aufrichtigsten Danke verpflichtet. Die Kinder haben sich so sehr an sie gewöhnt, daß sie sich auf die von ihr gegebenen Lehrstunden freuen und das will etwas bedeuten, denn diese kleinen Kobolde sind schon wählerischer Natur hinsichtlich der sie umgebenden Personen, was mir schon manchen Aerger verursacht hat; aber Mistreß Lucie haben sie ausnahmsweise sehr lieb. Sie haben sich selbst durch Ihre Empfehlung geehrt, meine gute Mistreß, weil nur derjenige, welcher selbst gute Eigenschaften besitzt und liebenswert ist, dergleichen gern bei anderen anerkennt und schätzt.“

Nichts anderes hätte eine angenehmere Einwirkung auf die alte Dame machen können, als diese Anerkennung aus dem Munde einer so hochstehenden Frau und es war daher auch nur natürlich, daß sie diejenige, um derenwillen sie einer solchen gewürdigt wurde, mit sehr günstigen Blicken betrachtete.

„Ich will vorsichtig und klug zu Werke gehen, um sie für Master Becco's Wunsch zu stimmen,“ redete sie zu sich selber. „Was kann sie ernstliches gegen ihn haben? ... ich kann mir nichts denken, was ihr an dem Manne zuwider sein könnte.“

Der Gedanke an eine Ehestiftung war für sie ein zu verlockender, als daß sie ihn nicht zu einem Lieblingsgedanken hätte machen sollen, und sie begab sich, um ihn in Praxis zu übersetzen, in einer der zeitigen Nachmittagsstunden zu Mistreß Lucie, welche sie am Fenster vor einem Tische sitzen und sich mit dem Koloriren einer Partie Stickmuster beschäftigen sah, eine Arbeit,

die damals in den Tapissiereläden stark von den Damen der vornehmen Welt gekauft wurden, besonders wenn sie hübsche Dessins darstellten und Lucie war sehr glücklich in deren Erfindung.

„Sie sind immer fleißig, meine liebe Freundin,“ sagte Mistreß Stanhope. „Müssen Sie denn so eifrig arbeiten?“

„Muß man es nicht, wenn man für seine Zukunft sorgen will?“

„Das klingt seltsam, wenn Sie es aussprechen, gute Lucie,“ sagte Mistreß Stanhope. „Sie dürfen nur die Hand ausstrecken und haben das Glück gefaßt. Master Becco würde ein für Sie ganz passender Mann sein. Sie dürfen nur darüber nachdenken.“

„Das habe ich schon und bin mit mir darüber in's Klare gekommen,“ entgegnete Lucie. „Ich habe nicht Lust, die Frau eines Dieners zu werden. Ist er etwas anderes, als seines Onkels Tardini Diener, welcher die Aufsicht über dessen Arbeiter führt und ganz unerwartet wie diese eines schönen Tages von ihm abgelohnt werden kann? Wissen Sie nicht, wie gehässig und feindselig Signora Marcella Tardini, seines Onkels Gattin und als solche seine Tante, ihm gegenüber steht? Diese Dame, welche ihren alten Gemahl beherrscht, so daß, wie Becco uns erzählt hat, derselbe allen ihren Launen nachgibt, um nur in Frieden mit ihr zu leben, hat auch mich, die ihr doch ganz fremd ist, mit ihrer Feindseligkeit bedacht. Himmel, mit welcher Berachtung stierten mich ihre schwarzen Augen gleich das erstemal an, als ich von ihm geführt und in ihrer Begleitung die Galerie besuchte!“

„Sie kann aber nichts Feindseliges gegen ihn unternehmen, Tardini braucht ihn notwendig als Geschäftsführer, er ist ihm unentbehrlich,“ erklärte jene.

„Ich kenne das nicht, es ist wohl möglich,“ äußerte Lucie. Eine Pause folgte, dann fragte die alte Dame:

„Wollen Sie mich wirklich so ohne alle Hoffnung für Master Becco abfertigen? Gibt's keine Möglichkeit, seinen Wunsch zu erfüllen?“

„Ich glaube nicht, dies gesagt zu haben, meine liebe Mistreß. Alle meine Bedenken würde ich als beseitigt betrachten, wenn Master Becco es dahin zu bringen weiß, daß sein Onkel ihm die Galerie in Pacht gibt. Ich bin dann nicht die Untergeordnete der Signora Marcella. Können Sie das Hochmut nennen?“

„Nein, nein, das nicht; aber ich fürchte, daß es Becco nicht gelingen wird, den alten Tardini zu diesem Uebereinkommen zu bewegen... er hat es ihm ja schon früher abgeschlagen.“

„Ich weiß das, Mistreß; aber Sie sehen ein, jeder hat das Recht für sich zu sorgen. Doch lassen wir dies Thema für's Weitere unbesprochen. Es regt mich auf und ich bedarf der Ruhe zu meiner Arbeit.“

Mistreß Stanhope hatte nicht Ursache, mit dem Resultate ihrer Unternehmung bei ihrer Abmieterin zufrieden zu sein, worüber sie keineswegs sich freute. Lucie war nicht weniger als sie in unangenehmer Stimmung. Mit der Ruhe, welche sie zu ihrer Arbeit brauchte, um nicht im Auftragen der Farben sich zu verirren, war es vorüber, sie überließ sich einem Nachdenken, welches sie in dem Entschlusse bestätigte, in keinem Falle sich in ein abhängiges Verhältnis drängen zu lassen, das ihr im Grunde des Herzens zuwider war. Der Gedanke empörte sie, Marcella unterwürfig sein zu sollen.

„Hm, mag Becco auf ein Lustkunstsmittel finnen, diese seine und meine Feindin machtlos, unschädlich zu machen, mir soll es recht sein, wenn er eins findet... dann bin ich Herrin, ich verlange nicht mehr,“ sprach sie vor sich hin und fühlte sich von der Ueberzeugung gehoben, daß sie sich im vollen Rechte befände, diesen Entschluß festzuhalten.

Sie wollte sich zerstreuen und ergriff ein neben ihr auf dem Fensterpolster liegendes Taschenperspektiv, welches sie stets benutzte, wenn sie in einer Arbeitspause den unablässig wechselnden Verkehr auf dem Strome beobachtete, welcher ein wahrhaft lebensvolles Bild in den frischesten Farben gemalt, vor Augen führt. Das kleine Schrohr zog die fernsten Gegenstände mächtig an und

selbst die am jenseitigen Fensener und auf der Blackfriar-Brücke sich bewegenden Leute erschienen so deutlich vor dem Glase, daß man fast genau ihre Gesichtszüge zu erkennen vermochte und besonders heute, wo die Luft so rein und dümpelstfrei über dem ungeheuern Stadtbilde sich ausbreitete.

Eine Weile lang hatte sich Lucie dieser lustigen Schau mit offenbarem Vergnügen hingegeben, als sie plötzlich einen dumpfen Schreckenslaut ausstieß und die Hand, deren Finger das Taschenspektiv umschlossen, auf das Fensterpolster sinken ließ.

Mitten auf dem Strome glitt mit großer Schnelligkeit eine zierliche Yacht abwärts, deren Segel, vom frischen Landwinde gebläht, dem kleinen Fahrzeuge ein sehr hübsches Neufzere gaben. An der Spitze des großen Mastes flatterte ein breites rot und weiß gegattertes Wimpel . . . aber nicht das war es, was Lucie

so sehr überraschte, es gab ja so viele prächtigere Yachten, welche den Tag über auf- oder abwärts auf dem Strome dahin glitten, als diese und keine derselben hatte eine Erregung des Schreckens bei ihr bewirkt . . . warum diese allein?

Ihr gutes Glas ließ ihr das Verdeck des ruhig im Fahrwasser sich dem Anscheine nach garnicht bewegenden Schiffes übersehen. Einige Armstühle boten zwei Personen an dem lebendigen Volkstreiben auf beiden Ufern eine bequeme prächtige Augenweide und Lucie erkannte in den starr und steif auf ihren Stühlen Sitzenden den dicken Lord Clinton und seine Gemahlin und in zwei anderen auf dem Deck Arm in Arm Promenirenden seinen Neffen Richard und Bally, die junge Dame aus Yorkshire.

(Fortsetzung folgt.)

Der Darwinismus als Weltanschauung.

Von C. Fehleisen.

(Schluß.)

Was auch die Gläubigen sagen mögen, das Christentum hat der Menschheit keinen Segen gebracht; die mehr als 1000jährige Dürre des christlichen Mittelalters bezeugt dies zur Genüge. Wie konnte auch eine Weltanschauung dem Fortschritt günstig sein, welche den Menschen lehrte, mit entsagender Verachtung auf das irdische Dasein zu blicken und in steter Erwartung eines die ganze Welt bedrohenden Gerichtes zu zittern; diese Erde mit all ihrer Herrlichkeit als unwürdigen Aufenthalt zu betrachten, wo die Seele auf einen würdigeren Aufenthalt sich vorbereiten sollte; seinen Leib, die Krone und das Meisterstück der Natur, als bloße vergängliche Hülle der allein dem Göttlichen verwandten Seele zu verachten und sogar als verderblichen Duell der Sündhaftigkeit zu — hassen? Aber nicht bloß durch Herabsetzung der Außenwelt in der Achtung der Menschen lenkte das Christentum die Geister von der Betrachtung der Natur ab, sondern auch seine Intoleranz, mit der es jede Abweichung von seinen Dogmen verfolgte und bestrafte. Die christlichen Lehrer verkündigten ihre Religion nicht bloß als die einzige Führerin des Menschen durch sein Leben, nicht bloß als das beste Mittel der Ausöhnung desselben mit den himmlischen Mächten, sondern auch zugleich als den Inbegriff aller Wissenschaft von der Natur und Bestimmung des Menschen sowohl als von der Welt, in die er gesetzt worden war. Diese Erhebung des Glaubens zum Wissen mußte zu geistigem Stillstand führen. Statt die Erscheinungen der Außenwelt, wie sie uns durch die Sinne dargestellt werden, nach Ursache und Wirkung zu untersuchen, führte man sie zurück auf geistige und übersinnliche Beziehungen, auf theologische Objekte oder moralische Ursachen und namentlich auf Ausgeburten der Phantasie; so wurde die Physik zur Magie, die Astronomie zur Astrologie, die Philosophie zum Mysticismus, so entstand die Alchemie. Und trotz vier Jahrhunderte angestrengtester Arbeit, trotz der großen Menge bedeutender Männer in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft, an deren Heranzubringung alle europäischen Staaten ziemlich gleichen Anteil haben, haben die modernen Nationen noch nichts von jener Größe, von jener Energie, von jenem Hochsinn zurückerlangt, welche die alten Kulturvölker charakterisiren. Die Dummheit, die Abgeschmacktheit und die Kleinigkeitskrämerei haben ihre Herrschaft inmitten der vorgeschrittensten Völker behauptet und setzen heute noch eine beinahe unübersteigliche Schranke den Fortschritten der Vernunft und der allgemeinen Wohlfahrt entgegen. Für uns leidet es keinen Zweifel, daß nur mit Ueberwindung der christlichen Weltanschauung die Menschheit zu einer wahrhaft höheren Kulturstufe gelangen kann. Anfänglich hatte diese Religion wenig Einfluß auf den Charakter der Völker, als aber der Ehrgeiz der Priester ein Werkzeug ihrer Erhöhung und Herr-

schaft daraus gemacht hatten*), veränderte sich das Aussehen Europas, die Kirche erlangte eine despotische Gewalt und die christliche Lehre glich bald nicht mehr dem Evangelium. Diese Religion, welche ihr Stifter auf die Demut, auf die Ergebung, auf die Armut, auf die Vergebung der Beleidigungen gegründet und als Trost der Armen und Elenden gepredigt hatte, wurde bald eine der anmaßendsten, der unverföhnlichsten, der unduldsamsten von allen und zugleich die Lieblingsreligion derjenigen, welche Armut und Elend für eine ewige Ordnung Gottes in diesem Leben halten und welchen diese göttliche Ordnung namentlich deshalb sowohl gefällt, weil sie die natürliche Basis ihrer bevorzugten Stellung ist.

Der von den Priestern so unwürdig verleumdete Julian, der Apostat, stemmte sich vergebens gegen einen Strom, den aufzuhalten es schon zu spät war; der Geschmack an dem Nuisin hatte schon die Gemüter gewonnen, die Mut scholastischer Disputationen hatte sich der Köpfe bemächtigt; diese Gabe, welche es einem Dummkopf leicht macht, die Rolle eines begabten Mannes zu spielen, mußte der Menge imponiren und bald war ganz Europa von dieser geistigen Krankheit angesteckt und mit allen Spitzfindigkeiten der Sophistik und einer für Sklaven passenden Lehre überschwemmt.

Leider zeigen sich heute noch durch unser ganzes Erziehungssystem die unheilvollen Spuren jenes unnatürlichen mönchischen Erziehungssystems, welches die Völker während langer Jahrhunderte in geistiger Nacht erhielt, und welches, ungeachtet der Wiedergeburt der Wissenschaft in seiner ganzen Stärke in allen Ländern, wo sich der Aberglaube erhalten hat, fortbesteht und sich sogar in Ländern behauptet hat, wo die Vernunft die größten Fortschritte gemacht hat. Keine Idee von wahrer Seelengröße und Hochherzigkeit wird der Jugend in unsern Schulen eingebläst, ein blinder Respekt für die Religion ist alles, was man unsern Kindern aus der Schule fürs Leben mitgibt und deshalb ist es auch nicht zu verwundern, wenn ein slavischer Autoritätsglaube unser ganzes Leben heut noch beherrscht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alten Religionen sich überlebt hatten und nichts ihren Fall verhindern konnte, die Menschheit bedurfte eines neuen Kultus, der große Erfolg, welchen Mahomet bald darauf in einer andern Weltgegend errang, beweist diese Notwendigkeit zurgenüge, aber trauern muß man, sie von zwei dem Fortschritt des Menschengesistes so entgegen-

*) Im Anfang war die Religion leicht und klar, Doch Priester verderbten sie bald ganz und gar, Man führte Opferdienst und Ceremonien ein, Die Pfaffen wurden fett und did, Das Volk ward arm und klein.

Altes engl. Volkslied.

gefesten Religionsystemen verdrängt zu sehen. Die Unruhe in den Geistern war allgemein geworden, sie glich vollkommen denjenigen, welche unsere Zeit kennzeichnet, welche die Reformation im 16. Jahrhundert erzeugt hat und welche den Untergang des Christentums verkündet. Die Erkenntnis der Stellung des Menschen in der Natur, welche wir der Descendenztheorie verdanken, ist der letzte und entscheidende Schlag, den die mittelalterlich-mönchischen Anschauungen erhalten und der Sieg der monistischen Weltanschauung ist nur eine Frage der Zeit. Und so gewiß es ist, daß die christliche Weltanschauung während ihrer bald 200 jährigen Herrschaft über die Geister nicht imstande war, die Menschen besser und vollkommener zu machen, so gewiß ist es, daß die neue Weltanschauung die Menschheit in geistiger und körperlicher Beziehung heben und vervollkommen wird. Denn je mehr die Kenntnis unseres eigenen Organismus, unserer Abstammung und unserer endlichen Bestimmung vorschreitet, desto mehr wächst das Vertrauen zu unserer eigenen Kraft; desto mehr verschwindet aber auch das Gewimmer nach fremder Hilfe und der phantastische Glaube an einen Retter von oben herab, und die Moral wächst durch diese Erkenntnis unseres Wesens von innen heraus, wodurch allein sie Wert und Geltung erhält. Die herrschende Moral, nur zum kleinen Teil ursprünglich hervorgegangen aus den Gefühlen der Sympatie und Gerechtigkeit, der Vernunft und der Rücksicht auf das Glück der Gesamtheit, zum größern von dem Egoismus diktiert und von der Gewalt mit dem Rechtstitel versehen, zu einem großen Teil im Aberglauben wurzelnd, trägt zu deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich, als daß sie ihren Zweck erfüllen könnte: die Gerechtigkeit, das Glück des Einzelnen und das glückliche Zusammenleben der Menschen möglichst zu fördern. Daß sie zur Gerechtigkeit nicht viel beiträgt, bedarf angesichts der herrschenden Zustände keines besonderen Beweises. Außerdem gibt es eine Reihe moralischer Gebote, welche, was auch ihr ursprünglicher Sinn gewesen sein mag, heute mehr zur Vergrößerung des menschlichen Glanzes, als zur Erhöhung des menschlichen Glücks beitragen. Die Aufgabe, hier aufklärend und verbessernd zu wirken, an sich nicht leicht und gewiß eine der verantwortlichsten, wird noch erschwert durch die außerordentliche Macht der Vorurteile, die in Sachen der Moral noch herrschen.

Der Heiligenschein, mit welchem man verstanden hat, sie zu umgeben, ist imstande, auch Leute, die sonst keine Scheu haben, mit mittelalterlichen Vorstellungen zu brechen, so zu blenden, daß sie das natürliche Licht einer vernunftgemäßen Moral nicht zu sehen vermögen.

Eins der größten Hindernisse einer natürlichen Moral ist der verhängnisvolle Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Was zunächst den Wert der Aussicht auf eine Fortdauer nach dem Tode als eines Faktors irdischer Glückseligkeit betrifft, so werden die Menschen, in dem Grade wie sich ihre Lage verbessert, wie sie glücklicher in ihrem Leben und fähiger werden, Glück aus uneigennütigen Quellen zu schöpfen, immer weniger Wert auf diese zwar einschmeichelnde aber äußerst trügerische Hoffnung legen. Es sind im allgemeinen, der Natur der Sache nach, nicht die Glücklichen, die am eifrigsten auf eine Verlängerung dieses gegenwärtigen Lebens oder auf ein künftiges Leben bedacht sind, es sind vielmehr die, welche niemals glücklich gewesen sind. Solche, die glücklich gewesen sind, können den Abschied vom Leben ertragen, aber es ist hart, zu sterben, ohne jemals gelebt zu haben. Wenn die Menschheit eines künftigen Lebens als eines Trostes für das gegenwärtige nicht mehr bedürfen wird, so wird dasselbe in ihren Augen seinen Hauptwert für sie verloren haben. Diejenigen, welche an die Unsterblichkeit glauben, verlassen dieses Leben mit eben so großem, wenn nicht größerem Widerstreben, als die, welche sich nicht mit solchen Erwartungen tragen. Vom Leben, dieser „süßen Gewohnheit des Daseins,“ scheidet niemand gern, aber mit unerbittlicher Strenge zeigt uns unsere Erfahrung, daß der Mensch keine Ausnahmen von dem allgemeinen Gang der Natur macht, selbst Planeten- und Sonnensysteme „werden und vergehen,“ und so zeigt uns auch der normale Lebenslauf, in welchem wir die

Geisteskräfte zugleich mit dem Körper allmählich sich entwickeln und ebenso allmählich wieder schwinden und erlöschen sehen, deutlich, wohin wir unser Hoffen und Wünschen zu richten haben. Ein auf falsche Ziele gerichtetes Hoffen und Wünschen hemmt unsere normale Entwicklung und zerstört unsere Kraft, indem es den Schwerpunkt derselben in eine außerhalb liegende, unerreichbare Ferne verlegt, es betrügt uns um unser diesseitiges Leben durch des jenseitigen Traum. Täuschende Illusionen, gaukelnde Bilder paradiesischer Freuden mögen gut sein für Kinder, für Männer ziemt allein der Ernst und die Wahrheit.

Das Erschreckende am Tode ist nicht der Tod selbst, sondern das Sterben mit seiner finstern Begleitung, noch erschwert durch religiöse Meinungen und Ceremonien, was alles der an Unsterblichkeit Glaubende eben fogut durchmachen muß.

Die Geschichte unterstützt die Ansicht, daß die Menschheit ganz gut ohne Glauben an einen Himmel auskommen kann. Die alten Juden glaubten nicht an die Unsterblichkeit und die Griechen hatten eine nichts weniger als verlockende Vorstellung von einem künftigen Leben, so daß Achilles eine sehr natürliche und ohne Zweifel verbreitete Empfindung ausdrückt, wenn er sagt, daß er lieber auf Erden der Sklave eines armen Herrn, als über das ganze Reich der Toten herrschen möchte. Der Buddhismus zählt wahrscheinlich mehr Anhänger, als das Christentum, er kennt zwar viele Arten der Bestrafung in einem künftigen Leben, aber die höchste Belohnung, welche er für ein tugendhaftes Leben in Aussicht stellt, ist die völlige Vernichtung, das Aufhören jedes Bewußtseins.

Das sicherste Mittel gegen die von weltlicher und kirchlicher Despotie genährte Todesfurcht ist die Arbeit. Angemessene Arbeit verknüpft uns immer fester mit dem Leben; je weiter wir unsere Tätigkeit ausdehnen, je größer unser Wirkungskreis wird, desto mehr treten wir in Beziehung zu anderen Menschen, desto mehr werden wir auf Verfolgung unserer Lebensinteressen hingewiesen, desto mehr tritt die Todesfurcht zurück. So lange wir leben gehören wir voll und ungeteilt nur diesem Leben und seinen Interessen und nur der Tor oder der Phantast läßt sich durch übersinnliche Betrachtungen hierin stören.

Erst im Darwinismus ist uns die Möglichkeit erschlossen worden, zu einer konsequent einheitlichen — monistischen — Weltanschauung vorzudringen. Als aus der Tierwelt zu dem, was er ist, emporgestiegen, erscheint der Mensch in einem weit vorteilhafteren Lichte, denn als das „Ebenbild Gottes“ aufgefaßt und von der höchsten Vollendung zu dem, was er ist, herabgestürzt: dieses ist der Verfall, jenes der Aufschwung, der noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern der Menschheit die stolze Gewähr ungeahnten Fortschreitens in geistiger und körperlicher Beziehung bietet und die Grundlage, welche die Abstammungstheorie der Moral verschafft, macht diese erst zu dem, was sie eigentlich sein soll und was man darunter versteht. Es ist ein übriges leicht verzeihlicher Irrtum, die religiösen Welt- und Lebensanschauungen als Schöpfer der Moral anzusehen. Die Stättenbildung ist vor und neben ihnen vor sich gegangen und der Umstand, daß beide mit einander verwachsen sind, hat der reinen Menschlichkeit nur geschadet.

Das wirkliche Handeln der Menschen zeigt uns, wie die größten Verbrechen oft gerade von gläubigen Individuen begangen werden. Die Religion hat den von ihr geleiteten Gewissen allerlei Mittel an die Hand gegeben, sich mit den jenseitigen Mächten abzufinden und irgend welchen Ablass zu erhalten. Es heißt also die Moral weder in ihre Rechte einsetzen und sie mit ihrer natürlichen Selbständigkeit ausstatten, wenn man das Band zerreißt, womit sie der Unverstand an den Glauben geknüpft und hiemit in ganz falsche Bahnen gelenkt hat.

Man sieht aus diesen Ausführungen, in welcher enger Verbindung die moderne Naturwissenschaft mit den innigsten Beziehungen unseres sozialen Lebens steht, und daß die Naturgesetze, auf die menschliche Gesellschaft angewandt, uns über unser eigenes Tun und Treiben Aufschlüsse geben, die ohne ihre Kenntnis garnicht zu erlangen wären. „Die Organisation der Gesellschaft auf einer neuen und rein wissenschaftlichen Grund-



Giuseppe Garibaldi. (Seite 499.)

lage ist nicht nur praktisch ausführbar, sondern auch der einzige politische Gegenstand, für den es sich verlohnt, in die Schranken zu treten," sagt Huxley, einer der bedeutendsten Naturforscher der Gegenwart und ein Mann, dem gewiß niemand „staatsgefährliche“ Tendenzen vorwerfen kann. Wenn die Menschheit den Vorurteilen ihrer Kindheit entsagt und ihre Moral, statt auf Dogmen und Sazungen längst vergangener Jahrhunderte, auf die Natur und auf die natürlichen Bedürfnisse und Vorurteile des Menschen gründet, wenn wir lernen, das Gute zu tun um seiner selbst willen, weil wir es als das Nützliche im höheren Sinne erkannt haben und wenn wir, statt uns als Einzelwesen in einen abgeschlossenen Verkehr mit außerweltlichen Mächten zu versenken, unser Sinnen und Trachten darauf gerichtet halten, uns als lebendige Glieder der menschlichen Gemeinschaft zu fühlen, der wir solidarisch verbunden sind und der unsere Arbeit und unser Herz gehört, so wird auch endlich einmal das „menschenswürdige Dasein“, von dem schon Jahrtausende lang gefaselt wird, zur Wahrheit werden.

Schließlich sei wiederholt hervorgehoben, daß das darwin'sche Gesetz des Kampfes um das Dasein, welches in der organischen Natur darin gipfelt, daß das stärkere Lebewesen das schwächere verdrängt und vernichtet, bei der Menschheit kraft ihrer Intelligenz und Entwicklungsfähigkeit den Abschluß findet, daß sie ihre Existenzbedingungen, also ihre sozialen Zustände beständig verbessert und schließlich so vervollkommenet, daß für alle Menschenwesen genügend gleich günstige Daseinsbedingungen vorhanden sind und jeder einzelne seine Anlagen und Fähigkeiten zwar zu seinem eigenen Wohle und zum Wohle der Gesamtheit, nie aber zu deren Schaden, weil dies sein eigener Schade sein würde, anwenden kann. Auch handelt es sich bei der Menschheit weniger um den Daseinskampf zwischen einzelnen Individuen innerhalb eines politischen Körpers, als vielmehr um den Wettbewerb zwischen Nationen und Rassen, und nur wer im Besitze der Wahrheit und Vernunft ist, kann siegreich aus dem Kampfe ums Dasein hervorgehen, wer den Kampf aber nur mit rohmaterieller Gewalt führt, muß schließlich weichen und untergehen.

Die Falascha.

Eine ethnographische Skizze.

(Schluß.)

Die Priester begeben sich Freitag Abends nach Sonnenuntergang in die Mesgid, schlafen daselbst und beginnen mit dem ersten Hahnenschrei ihren Gottesdienst, der mit Sonnenanfang beendigt ist. Die Mesgid wird mit Weihrauch geräuchert. Der höchst unerbauliche Gesang wird häufig mit Tanz begleitet. Nach Beendigung aller gottesdienstlichen Ceremonien wird von allen Häusern der Bemittelten Brod nebst Pfeffersuppe und saurer Milch in die Mesgid gebracht. Der Kohen segnet die Speisen, welche schon am Freitag Vormittag zubereitet worden sind, bricht aus der Mitte der Brodluchen ein rundes Stück für sich heraus und wählt sich dazu eine beliebige Suppe aus, welche er genießt. Das übrige wird unter sämtliche Anwesenden, ob arm oder reich, verteilt. Dieses Essen nennen sie „Makfalt“ oder Sa=endschera=Maswaet, d. h. Brodopfer. Hieran wird Bier getrunken und nicht selten kommt es vor, daß der eine oder andere bespitzt wird. Hieran folgt eine Vorlesung aus dem Gesetze und zum Schluß wird von Priester und Gemeinde ein Gebet rezitiert.

Außer dem Sabbath und den mosaischen Festen*) feiern die Falasche noch allerlei Festtage, von denen wir folgende erwähnen wollen: das Fest Arf asert. So wird ein Heiliger genannt, von dem die sonderbarsten Geschichten erzählt werden. Es wird allmonatlich am 18. Tag nach Neumond gefeiert.

Amata Sauw (Volksversammlung, Landtag). Es wird am Neumond im November gefeiert. An diesem Tag versammeln sich die Falascha auf einem Berge, wo Gebete verrichtet, Stellen aus dem Gesetze verlesen und erklärt, Opfer und Liebesgaben aller Art dargebracht werden. Vom Getreide wird ein Teil den Vögeln auf die Felsen gestreut; alles übrige teilen die Mönche unter sich.

Tasfar Abraham (Gedenktag Abrahams) am 11. nach dem Neumond im Juli. Zu Ehren Abrahams wird Brod und Bier von den Vermögenden in die Mesgid gebracht und von der ganzen Gemeinde verzehet. Außerdem haben sie mehrere Festtage, an denen weder Speise noch Trank genossen werden darf. Schon Kinder von sieben Jahren müssen die Fasten beobachten.

Die Falascha haben dieselbe Zeitrechnung, welche die abjynischen Christen haben. Ihr Neujahr fällt auf unsern 10. und

und im Schaltjahr auf unsern 11. September. Jeder Monat hat 30 Tage. Am Ende des Jahres werden 5 Tage, im Schaltjahr 6 Tage angehängt. Eigentlich verschiedene Jahreszeiten gibt es nur 2. „Daggai“ (Sommer, trodene Zeit) und „Kerami“ (Regenzeit). Ersterer umfaßt 9 Monate von der Mitte des September bis Mitte Juni.

Die Falascha haben sehr viele Reinigungs-gesetze, welche zumteil mosaischen Ursprungs sind. Da sie sehr vielen Waschungen unterworfen sind, befinden sich ihre Dörfer immer in der Nähe eines fließenden Wassers. Im Fluß oder dessen Nähe ist ein Teich, wo das Wasser sich sammelt und durchfließt. Darin badet sich jeder Verunreinigte.

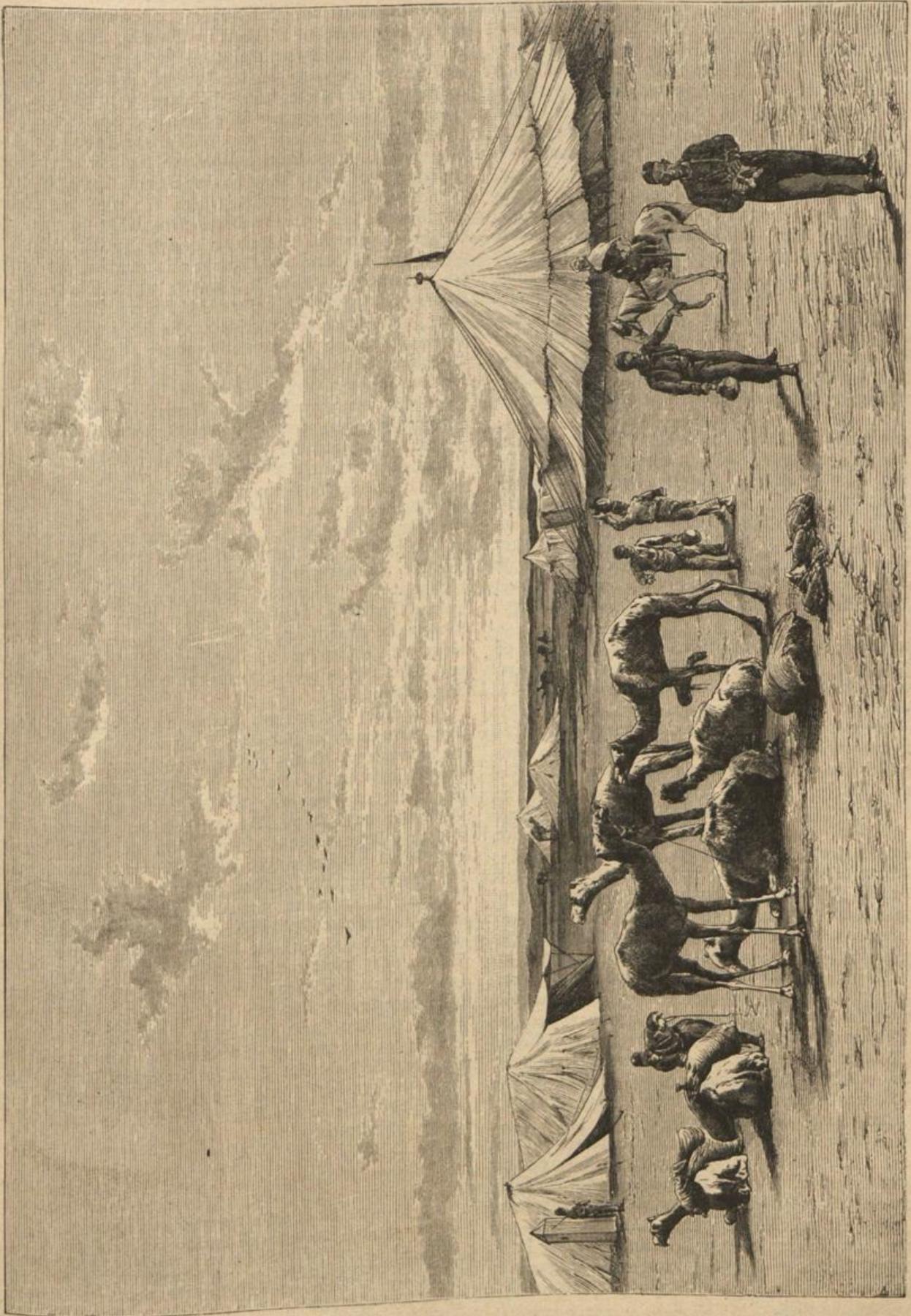
Wer mit Menschen anderer Konfessionen in Berührung gekommen ist, darf an diesem Tage keine Speise zu sich nehmen; auch darf er sein Haus erst betreten, nachdem er sich nach Sonnenuntergang gebadet hat.

Das weibliche Geschlecht wird zur Zeit der Regel sieben Tage abgefordert, d. h. die Frau wohnt in einer abgesonderten Hütte und darf nichts arbeiten, weil alles, was sie berührt, verunreinigt wird. Dasselbe ist der Fall bei Wöchnerinnen. Wird eine Frau unverhofft von der Menstruation überfallen, so wird das Haus sammt allem Hausrat als unrein betrachtet. Das Haus wird verbrannt und der Hausrat um billigen Preis an Christen verkauft. Die Frau hat sich überdies noch einer Buße von 40 Geißelstößen zu unterziehen.

Ein Falascha, der sich durch den Genuß von Brod oder Wasser bei Nicht-Falascha verunreinigt hat, muß sieben Tage bei Wasser und roher Schimbra fasten. Nach beendigten Fasttagen hat er einen großen Becher voll Mussanna (ein starkes Abführmittel) zu trinken*), ein Sündopfer zu bringen, dem Priester 6—30 Mark Bußgeld zu zahlen und sich noch obendrein der Siebenrutenzüchtigung zu unterziehen. Der Büßende muß nämlich sieben Ruten schneiden und sie dem Priester bringen. Hieran entledigt er sich seiner Oberkleidung und wirft sich dem Priester zu Füßen. Ein dazu verordneter Laie nimmt die Ruten, schlägt mit einer jeden zuerst die Erde, dann den Büßenden und wirft sie weg. Bei der siebenten erhält der Missetäter einen Hieb aus Leibsträften. Nachdem diese Sühne vollzogen, wird der Missetäter wieder als Glied der Gemeinde angesehen.

*) Der auch von den übrigen Juden durch Kasteiung gefeierte Veröhnungstag heißt bei den Falascha Astaserit. Die Kasteiung besteht bei ihnen im Fasten, Beten, Weichen. Ferner verneigen sie sich häufig in schneller Aufeinanderfolge, bis sie taumelnd und ermattet niederfallen.

*) Es sind neuerdings in Deutschland Fälle vorgekommen, daß Rabbiner oder Vorsänger eine Zeit lang vom Amt suspendirt wurden, wegen Verletzung jüdischer Speisegesetze. Vielleicht dürfte sich obiges Mittel den maßgebenden Behörden als geeignetes Disziplinarmittel empfehlen.



Zweifaches Bettlager. (Seite 500.)

Eine Jungfrau, die sich vergangen hat, wird vor die Mönche geführt und vor denselben ihres Vergehens angeklagt. Nachdem sie der Schuld überführt ist, wird im Beisein der ganzen Gemeinde ein großes Feuer angezündet. Das Holz hiefür hat die Büßende selbst herbeizuschaffen. Acht Tage lang muß sie des halb Holz in die Nähe der Mesgid schleppen. Sobald das Feuer recht stark brennt, muß die Büßende, die an Brust und Hüften nur kümmerlich bedeckt ist, ins Feuer springen. Man zieht sie jedoch so schnell als möglich aus den Flammen. Sobald ihre Brandmale geheilt sind, was Wochen ja Monate lang anstehen kann, hat sie eine Ziege als Sündopfer zu bringen. Hierauf muß sie baden und nachdem sie vom Priester mit Weihwasser besprengt ist, wird sie wieder in die Gemeinde aufgenommen.

Personen, die sich einer Blutschande schuldig machen, haben sich einer Geißelung zu unterziehen, die oft so furchtbar vollzogen wird, daß der ganze Rücken zersezt ist. Der Sträfling wird auf den Bauch auf die Erde gelegt. Hände und Füße werden ihm mit zwei langen Lederrömen zusammengebunden, an welchen er von vier Männern festgehalten wird. Zwei andere Männer, jeder mit einer tüchtigen Ochsenpeitsche versehen, verrichten das Geschäft. Jeder appliziert 20 Hiebe. Es vergehen oft 3 Monate, bis der Gestrafte von seinen Wunden geheilt ist.

Uebrigens kommt es häufig vor, daß die Mönche den Vermöglichen die körperliche Bücktigung erlassen, wenn sie dafür Geld, Kleider, Vieh u. erhalten. Tabakrauchen ist den Falascha streng verboten. Auch die, welche schnupfen, haben keinen Zutritt in die Mesgid. Die Abyssinier sind sehr eingebildet auf ihre feinen Sitten, welche freilich dem Europäer wunderbar erscheinen. Um nur eins zu erwähnen: Wenn ein abyssinischer Herr ein leises Räuspern kundgibt, springt schnell ein Diener herbei und bietet ihm ehrerbietig sein Kleid als Taschentuch (oder als Spucknapf?) dar.

Die Falascha sind Monogamisten. Die Ehe ist bald geschloffen, aber auch leicht wieder aufgelöst, wenn ein Teil mit dem andern unzufrieden ist. Die Mädchen heiraten im 9.—15., die Jünglinge im 16.—20. Lebensjahr. Die Paare werden immer von den beiderseitigen Eltern zusammengekuppelt, wobei stets die Vermögensumstände den Ausschlag geben. Am Hochzeitstag versammeln sich Morgens die Gäste im Hause des Bräutigams. Nachdem sie einen Trunk Bier genommen, begleiten die Männer den Bräutigam, in der Regel auf Maultieren, in das Haus der Braut. Dort werden sie von den Verwandten der Braut mit dem Freudenruf *Ill—Ill—Ill—Ill* begrüßt. Während des Essens wird von vier alten Frauen über die jungfräuliche Integrität der Braut Nachforschung gehalten. Fällt dieselbe nicht befriedigend aus, so hat der Vater eine jüngere Tochter an ihrer Statt zu geben, bezw. eine Entschädigung zu zahlen. Nach dem Mahl übergiebt der Vater der Braut unter Segenswünschen dieselbe dem Bräutigam. Hierauf wird die Braut verschleiert und von einem Mann aus dem Hause getragen und auf ein Maultier gesetzt, worauf der Zug unter Freudengeschrei nach der Mesgid geht. Vor der Mesgid wird das Paar vom Priester eingeseget. Sodann begibt sich der Zug in das Haus des Bräutigams. Hier wird gegessen und getrunken und die Frauen und Mädchen tanzen und singen unter Begleitung der Trommel. Die Feierlichkeit dauert 3—7 Tage. Wenn beide Teile Erstgeborene sind, haben sie dem Priester eine bestimmte Summe zu bezahlen. Auch bei der Geburt eines Erstgeborenen erhält der Priester Geld oder Vieh, je nach den Vermögensverhältnissen, womit der Erstgeborene ausgelöst wird. Die männliche Erstgeburt beim Vieh wird nach einem Jahre dem Priester dargebracht. Die weibliche behält der Eigentümer, die Butter aber, die von deren Milch gewonnen wird, gehört dem Priester. Die Erstgeburt eines Esels wird mit einem Schaf ausgelöst.

In der Kindererziehung herrscht bei den Falascha große Strenge. Der Vater nimmt die Knaben unter seine Aufsicht und unterweist sie in allerlei Haus- und Feldarbeiten. Die Mutter unterrichtet die Mädchen im Spinnen, Mahlen, Fruchtreinigen und dergleichen. Besonders streng werden die Kinder zur Feier des Sabbats und der Festtage angehalten. Bei Ehescheidungen fallen Kinder unter 7 Jahren der Mutter zu, ausgenommen ein erstgeborenes Mädchen, das dem Vater gehört.

Wenn sich jemand unter den Falascha dem Tode nahe glaubt, so läßt er seinen Beichtvater rufen und legt ihm ein Sündenbekenntnis ab. Jeder Falascha hat nämlich einen Mönch als Beichtvater. Sobald der Tod erfolgt ist, wird der Leichnam gewaschen, in neues Baumwollzeug eingewickelt und außerhalb des Hauses getragen. Als bald versammeln sich die nächsten Anverwandten, Nachbarn und Freunde und beweinen und beklagen den Verstorbenen. Nahe Anverwandte werfen Staub auf ihre Häupter und reiben sich an den Schläfen mit Steinen, bis das Blut fließt. Auch den Kopf lassen sie sich rasiren. Von den Klageweibern wird in einem Klagegesang alles Gute, was der Verstorbene getan hat, aufgezählt. Die Klage wird so heftig und laut geschrien, daß die Klagenden in wenig Stunden ganz heiser sind und nur noch zischen können. Sobald die Mönche herbeigerufen sind, werden für den Verstorbenen Psalmen und Gebete gelesen, was die Falascha *Fethat* (Absolution) nennen (jedoch nur wenn der Verstorbene vor seinem Tode gebeichtet hat). Unter allerlei Ceremonien wird der Tote auf den Begräbnisplatz getragen, der ziemlich entfernt vom Dorfe ist. Da die Falascha ihre Toten nicht in Särgen zu begraben pflegen, so wird in dem Grab von unbehauenen Steinen um die Leiche eine Art von Gewölbe gemacht, so daß sie nicht von der Erde berührt wird. Die Gräber werden mit Kalk, einer baumartigen Euphorbie, bepflanzt. Sieben Tage lang findet jeden Morgen im Trauerhause ein „*Veckso*“ Klage, statt. Während dieser Zeit wird im Trauerhause keinerlei Speise bereitet; Freunde und Verwandte bringen Lebensmittel herbei und essen mit den Trauernden*).

Für jeden Verstorbenen werden am dritten und siebenten Tag, sowie am ersten Jahrestag Totenopfer „*Taskar*“ gefeiert, die in mehreren, oft bis zu zehn reinen Farren bestehen. Nach dem Glauben der Falascha kommt die Seele nach dem Scheiden vom Leibe an einen Ort der Finsternis und erst durch die Totenopfer kann sie zu Abraham und den Seligen eingehen. Ueber den Ursprung des *Taskar* erzählen die Falascha folgendes: Als Moses die Kinder Israels aus Aegypten führte, nahm er die Gebeine der zwölf Söhne Jakobs mit sich. Aber die Gebeine des Ruben waren schwarz. Hierüber trauerte Moses und betete, worauf ihm Gott befahl, einen *Taskar* zu machen. Moses gehorchte und siehe da! die Gebeine Rubens waren nach dem *Taskar* weiß, wie die seiner Brüder. — Eine andere Falaschafage lautet: Ein Mann starb und hinterließ seine Frau in hoffnungsvollen Umständen. Um die Seele des Verstorbenen stritten die Engel und die Teufel. Als die Streitenden vor Gott traten und ihn zum Schiedsrichter anriefen, erhielten sie folgenden Bescheid: Die Seele soll im Hades bleiben, bis das Kind erwachsen sei. Werde es dem Vater einen *Taskar* machen, so soll die Seele in den Himmel kommen, andernfalls soll sie in die Hölle wandern**).

*) Ähnliche Sitten haben die orthodoxen Juden.

***) Ähnliche Vorstellungen herrschen bei den Katoliken über die Messe und bei den Juden über das *Kaddisch*-Gebet, worüber die allgemeine Anschauung herrscht (die auch Iodifizirt ist), daß der Sohn den Vater oder die Mutter aus der Hölle erlöst, wenn er das *Kaddisch* recht oft betet. Daher pflegen auch sog. aufgeklärte Juden das *Kaddisch* im Trauerjahr eifrig zu verrichten.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(37. Fortsetzung.)

Frieda Hasler wurde es allgemach ganz seltsam zu Mute, — so wie sie sich noch nie in ihrem Leben gefühlt hatte. Es war ihr, als wenn ihr klarer Verstand leise umnebelt und verwirrt würde. Tausend Gedanken schossen ihr durch den Kopf; aber keiner kam zu klarer Gestaltung, keinen dachte sie völlig aus, keinen vermochte sie festzuhalten, — es jagte stets einer den andern; alles Blut drängte ihr zu Haupt, ihre Pulse flogen, ihr Busen begann sich, wie in heftiger Gemütsregung, stürmisch zu heben und zu senken.

Woher mochte es nur kommen? Von den ungewohnten, reich gewürzten Speisen, von dem so unschuldig und einschmeichelnd süß über die Lippen rinnenden und doch so feurigen Wein oder vielleicht auch von den Reden, die bei dem Mahle geführt wurden und die, sowohl wie sie aus dem Munde des Konsistorialrats gingen, als wie sie auch die Baronin vernehmen ließ, für Frieda mehr und mehr eigentümliches, ungewohntes und zumteil auch unverständliches enthielten?

Frieda konnte sich darüber keine Rechenschaft geben, aber sie empfand von Minute zu Minute mehr, daß es für sie Zeit sei und dringend geraten, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, in Gegenwart ihrer beiden Tafelgenossen zuletzt vollständig die Herrschaft über ihre Sinne zu verlieren.

Sie bot daher alle Seelenkraft auf, um über sich noch einige Gewalt zu behalten, und benutzte eine nur wenige Minuten währende Gesprächspause, die dem Eifer zu danken war, mit welchem sich der Konsistorialrat dem Genuße eines in Champagner gebratenen Fasans widmete, um zu erklären, daß sie sich sehr angegriffen fühle und dringend um die Erlaubnis bäte, sich auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

Die Baronin wollte ihr erst zureden, doch zu bleiben. Sie sei ja hier wie in ihrem eigenen Heim und unter Freunden, wie sie bessere jedenfalls nie im Leben gehabt habe; eine kleine Aufregung sei bei ihr in diesem Augenblicke auch erklärlich, und erklärlich sei es nicht minder, daß sie, die ein ruhiges und überaus einfaches Leben gewöhnt gewesen sei, dieser ihrer leicht begreiflichen und für Körper und Geist in ihren Wirkungen nur nützlichen Aufregung eine viel zu große Bedeutung beilege.

Der Konsistorialrat jedoch widersprach der Baronin, nachdem er einen forschenden Blick auf Frieda geworfen hatte.

„Gönnen Sie, liebste Freundin, dem schwergeprüften und kaum wieder ein wenig aufgerichteten Mädchengemüte unsres lieben Schützlings die so wohlthätige Ruhe. Lassen wir sie auch unsre Gesellschaft fliehen, wenn sie sich hingezogen fühlt in die erquickende Einsamkeit ihres trauten Stübchens. Gehen Sie, mein selbst Sie geleiten; leeren Sie Ihr Glas nur noch anklingend mit unsrer so lebenswürdigen Wirtin und mit mir auf die gesegnete Zukunft, welche Gott der Herr Ihnen gönnen möge und der bin ich gewiß, auch gönnen wird, denn er ist ja allgütig und läßt dem Leide die Freude folgen, wenn wir der Freude wert und sie zu genießen reif sind.“

Er stieß mit Frieda an und die Baronin tat desgleichen und es blieb Frieda nichts anderes übrig, als jenen nachahmend ihr noch halb volles Glas zu leeren, umsomehr als die Baronin sie noch mit schelmischer Freundlichkeit besonders dazu aufforderte.

Dann erhob sich der Konsistorialrat und bot ihr den Arm. Es kostete ihr einige Anstrengung, so rasch, als sie es sonst tat, von ihrem Sessel aufzustehen und, nachdem sie der Baronin, welche ihr die Hand reichte, fast mit kindlich-dankbarer Zärtlichkeit „Gute Nacht“ gesagt, am Arme des so leutseligen Geistlichen dahinzuschreiten.

Zu den Zimmern, die sie durchschritten, kam es ihr merkwürdig schwül vor, — es war ihr, als müsse sie, noch ehe sie zu ihrem Zimmer gelangt war, eine Ohnmacht anwandeln, —

dabei klang ihr die Stimme des Konsistorialrats so seltsam leise und innig, schier berauschend, wie der Wein, von dem sie eben noch in raschem Zuge getrunken hatte, in ihr Ohr, ohne daß sie den Sinn dessen, was er sagte, zu fassen vermochte; nur abgerissene Bruchstücke seiner Sätze und einzelne Worte verstand sie, wie: „des Weibes höchste Aufgabe“ — — „Dulden“ — „Lieben“ — „Gingeben“ — —

Da fühlte sie plötzlich ihre Kräfte schwinden — sie wankte und wäre zu Boden gesunken, wenn sie des Konsistorialrats beide Arme jetzt nicht fest umschlungen und gehalten hätten. — Ein Divan war in der Nähe, — der Mann Gottes mußte über eine nicht unbeträchtliche Muskelkraft verfügen, denn er trug Frieda ohne Anstrengung und Beschwerde zu des Divans weichen, schwellenden Kissen und legte sie auf dieselben nieder.

Frieda fühlte das, — sie kämpfte noch mit furchtbarer Kraftanstrengung gegen die Ohnmacht, welche sie gänzlich willenlos zu machen drohte, — da fühlte sie plötzlich auch die Rippen des Konsistorialrats auf den ihren, fühlte, daß er sich zu ihr niederließ und sie umschlang, umschlang wie ein Liebender die Geliebte — —

Ein lauter Schrei entrang sich ihrem Munde, mit einer letzten Kraftanstrengung versuchte sie sich aufzurichten, sie schrie von neuem und noch lauter, als zuvor, riß die eine Minute lang geschlossenen Augen weit auf und starrte den über sie gebeugten Mann starr und furchtbar entsetzt an und schrie zum drittenmale — — da öffnete sich die Thür des Zimmers und die Baronin erschien in derselben.

„Mein Gott, was ist dem Kinde?“ rief sie mit aller nur möglichen Teilnahme im Tone. „Ist sie krank, hat sie Schmerzen?“

Der Konsistorialrat ließ Frieda aus seinen Armen gleiten und richtete sich auf. Er warf einen raschen Zornesblick auf die Baronin. Dann sagte er:

„Das arme Kind wurde ohnmächtig, aber es gelang mir jogleich, den bösen Feind, der unsres Schützlings Geist umnachtete, zu vertreiben. Helfen Sie mir nun, —“ er zögerte einen Moment, als würde es ihm diesmal schwer, die richtige Anrede zu finden, — „helfen Sie mir, werteste Frau, sie jetzt nach ihrem Zimmer zu bringen — —“

Frieda vermochte sich jetzt zu erheben.

Ihr Gesicht war glühend rot, sie bebte am ganzen Leibe, auch ihre Stimme zitterte, als sie sagte:

„Ich weiß mich stark genug, mit der Frau Baronin allein nach dem Zimmer zu gehen, es war nur eine rasch vorübergehende Umwandlung der Schwäche.“

Sie stützte sich auf den Arm der Baronin und ging viel sicherer als sie gekommen war, aus dem Salon, in dem sich die Szene abgespielt hatte. Nach dem Konsistorialrat sah sie gar nicht mehr hin, — sie grüßte ihn auch nicht mehr, als sie über die Schwelle schritt.

Dieser sprach auch kein Wort mehr; er blieb ruhig zurück. Die Baronin schloß die Thür und sagte dann in freundlich verweisendem Tone:

„Sie haben versäumt, liebes Kind, Ihrem hochwürdigen Gönner für die Unterstützung, die er Ihnen so liebevoll geleistet hat, ein Wort des Dankes zu sagen. Sie haben es in Ihrer Erschöpfung vergessen, — das ist erklärlich, — ich will das in ihrem Auftrage gut machen, nicht wahr?“

Frieda brachte mühsam die Antwort über die Lippen, aber sie zwang sich dazu, sie konnte und wollte nicht heucheln, und sie hatte die Herrschaft über ihre Sinne und ihren Verstand so wohl wieder gewonnen, daß sie völlig klar über das war, was ihr soeben geschah und auch über das, was ihr geschähe, wenn sie sich nicht im Augenblicke der Entscheidung mit verzweifelter Anstrengung gewehrt hätte.

„Ich bitte Sie, Frau Baronin, dem Herrn — dem Herrn

Konfistorialrat nichts zu sagen in meinem Auftrage und — bitte Sie ferner, mich nicht zu fragen, was der Grund meiner anscheinend vielleicht unberechtigten Unfreundlichkeit und Ungezogenheit ist — nur das eine muß ich noch sagen, daß ich nie, wenn

ich es vermeiden kann, nie und nirgend mehr in der Gesellschaft dieses Herrn sein möchte, — nehmen Sie an, es wäre eine mir selbst unerklärliche Furcht vor ihm, welche mich besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Gauertum

schildert ein trefflicher Auszug Schäffles, in dessen „Bau und Leben des sozialen Körpers“, aus dem berühmten Buche von Avé-Lallement „Das deutsche Gauertum“.

Nach Lallement hat das Gauertum einen geschichtlichen Zusammenhang seit der mittelalterlichen Wegelagererei, seit dem Mendikanten- und Bagantentum, welches eine Pest des Reformationszeitalters war, bis zur modernsten Schwinderei und Gräuerei. Der liber vagatorum, zu Ende des 15. Jahrhunderts entstanden und von Luther („von der falschen Bettelbueberei“) herausgegeben, kennt schon 29 Arten von Gauern und den Anfang einer Gauerersprache. Luther sagt: „Ich bin selbst dieß Jahr her also bejchiffen und verjucht von solchen Landstreichern und Jüngendreihern, mehr denn ich bekennen wil. Darumb sey gewarnet, wer gewarnet seyn wil.“ Im dritten Teil des liber vagatorum, dem Vocabularium, finden wir, als Bestandteile einer besonderen Gauerersprache, schon Worte wie acheln statt essen, wälchen statt gehen, boß statt Haus, Bshiederich statt Amtmann, Dallinger statt Hentker u. s. w. Namentlich aber eine reiche Auswahl von Wörtern zur Bezeichnung der Bordelle und des Bordellebens; dann auch in der engen Verknüpfung mit der Prostitution ist das spätmittelalterliche Gauertum dem heutigen vollständig ähnlich, wie denn kaum ein bedeutender damnisicierter Gauer der damaligen Zeit frei von der Syphilis war, und die damalige Zeit Klagepetitionen der privilegierten anerkannten Bordellmädchen an die Stadtjenate gegen die um sich greifenden Winkelbordelle aufweist.

Bei jeder tieferen und länger dauernden Erschütterung der Gesellschaft, z. B. am Ende des 30jährigen Krieges, nach den französischen Revolutionen schwoll das Gauertum mächtig an.

Wir entnehmen aus dem 2. und 3. Bde. Avé L. folgendes: Psychologische Eigentümlichkeiten des Gainers sind: Mangel an wirklichem Mut, der sich oft durch das geringste Geräusch abschrecken läßt, brutale Grausamkeit, wo keine Gefahr ist, Aberglaube in cynischen Formen, in welchem selbst die animalische Wärme frischer Exkremente als Talisman eine Rolle spielt, Eitelkeit und Prahlucht bis zur Unwahrheit und Selbstkompromittierung, Hochmut der Modemer, Hassen (weisen Leute, Gauer) gegen die Wittichen, Wittstöde (Dummköpfe, d. h. das verehrte Publikum). Wahnsinnige Verschwendung und Sinnenlust, teils geübt bei den Beischläferinnen (Schickel, Pilegische), teils in den öffentlichen Häusern, sind weitere Charakterzüge des Gauertums, welches sonst in den sozialen Formen jedes Standes mit größter Gewandtheit sich bewegt.

Alle Stände rekrutieren das Gauertum, oder lassen ihm wenigstens die Masse. „Bei dem durch die Eisenbahnen mächtig geförderten Fremdenverkehr in Wirtschaften“, sagt Lallement (II, 34 ff.) „zählt das Gauertum eine überaus starke Jüngerschaft in Kellnern, Hausknechten und Stubenmädchen. Neben dem Handwerksburschen- und Domestikenproletariat ist das Gelehrten- und Künstlerproletariat am stärksten vertreten, so daß das fahrende Schülertum des Mittelalters wieder aufgelebt zu sein scheint. Nicht bloß, daß der Polizeimann mit allen vier Fakultäten sich herumschlagen muß, er muß auch den Nimbus und die Staffage aller Künste und Gewerbe durchbringen, und hat doch dabei alle feinen Rücksichten zu beobachten, die in den präntierten sozialen Formen ihm entgegengehoben werden. Diese Rücksichten nimmt das in Gouvernanten, Gesellschaftlerinnen, Offiziers- und Beamtenwitwen stark vertretene Gauertum stark in Anspruch.“

Dem persönlichen Verstand und der Beweglichkeit des Gauertums leisten, sagt Lallement, zwei Anstalten gegenwärtig besonders Vorbehalt: die Eisenbahnen, die es nicht auf Hauptbahnhöfen bestiegt und verläßt, und das Bahnwesen, welches die Gauerfälschung, die Kunst des sogenannten „Fleppemelodnens“, zu einem Schutzmittel für das Gauertum zu gestalten verstanden hat. Wie täuschend der bürgerliche Schein ist, mit welchem das Gauertum sich selbst gegen Eingewichte zu umgeben vermag, dazu gibt das bei Thiele erzählte Beispiel des Schmuckhändlers Frankfurter Zeugnis, der einmal im Gosthof zu Helmstadt einem holländischen Kanonikus „Geldböten“ aus dem Koffer stahl, worin er statt des notierten Geldes 46 Dietriche vorfand. Ein Gauer bestahl also den andren.

Eine große Rolle im Gauerhandwerk spielen die Simulationen. Da ist kein menschliches Körper- oder Geistesleiden, welches nicht teils zum Betrug, teils zur Täuschung über die Identität der Persönlichkeit angewendet wird von der Epilepsie bis zum Unvermögen den Harn zu halten. Namentlich wird durch Simulationen auf Illusion der Signalementbestandteile der Pässe spekuliert. Avé Lallement führt den Fall einer Gauerin an, deren Größe in sechs verschiedenen Signalements bis zu 5 Zoll differierte und einer andren, welche 17 Monate lang im Gefängnis erhöhte Schulter und steifen Finger simuliert, und bei nachherigem Entspringen deshalb der Polizei immer wieder entschlüpfte.

Namentlich die besonderen Kennzeichen der Pässe werden gefoppt durch Neigungen und Tätowirungen, die nach Belieben wieder beseitigt werden können. Bei Gauerinnen spielt die Simulation der Schwangerschaft, um die Ueberführung in ein Spital zu bewirken, sowie das lange Säugen und die Erhaltung der Milch eine Rolle, um den Beförden mit der Last der Verpflegung kleiner Kinder Furcht zu machen und so von ihnen das Durchschlüpfen erwirken zu können, die Gauer lassen einander zur Durchführung dieser Betrugs Kinder. Die Epilepsie dient namentlich, um im heiligsten Moment der Untersuchung dem Inquirenten auszuweichen. Nennlich die Taubstummheit; sie ist leicht zu erkennen, selbst wenn man nicht, wie neuerdings zu geschehen scheint, die Proben der Aeterisierung anwendet, bei welcher die Taubstummen herrlich reden. Die Schwerhörigkeit dient meist nur zur Chikane des Inquirenten, welcher vom Inquisiten unter dem vollen Schein des unbefangenen Mißverständnisses oft beißende und malitiose Antworten erhält.

In den Kapiteln über „das geheime Verständnis“ entfällt Lallement einen Scharfsinn und eine Kunstfertigkeit des Gauertums, welche einer besseren Sache würdig wären.

Der Gauerersprache zinkenen, zeichen geben (vom zigeunerischen rieden, zu rieden geben) umfaßt einen großen Komplex von Verständigungsmitteln. „Ein Gauer versteht am andren jede Bewegung des Auges, des Mundes, jede Stellung der Züße, jede Regung eines Fingers, jeden Griff am Hals, Mund, Haar, jedes Räuspern, Husten, Niesen, wie scheinbar unwillkürlich und natürlich auch alles zum Vorschein gebracht wird.“ so daß Konfrontationen mit äußerster Umächt vorgenommen werden können. Zu den Zinken gehören einmal die Handzinken mittels des vom Gauertum angenommenen Taubstummenalphabets, besonders verwendet zum Betrug beim Haddern (Kartenspiel) zur Rekognosizierung und Erkennung der Genossen in wirtlichen Wirtschaften. Auf der Strafe dient als Erkennungszinken der Scheinlingszwad, d. h. Schielen mit einem Auge, während das andere geschlossen ist, über die Nasenwurzel hinüber, auf Jahrmärkten und Messen viel gebraucht. Jeder Gauer hat seinen bestimmten Zinken, gleich seinem Wappen, bald ein Tier, bald eine geometrische Figur. Der allgemeine Diebszinken ist ein Schlüssel, durch welchen ein Pfeil geht. Es finden sich landsmannschaftliche Gauerzinken, besondere Zinken der auf falsche Würfel reisenden Spieler (Kuwirstossen) und der falschen Kartenspieler (Freischuppen). Der Zinken, der eine gelungene Tat anzeigt, ist häufig ein Strich, mit einer Schlangenlinie durchzogen, deren Ende dann auch auf die von den abziehenden Gauern eingeschlagene Begrüchtung deutet. Die Zinken werden mit Kohle, Kreide, Rot- oder Bleiweiß an den Gebäuden, namentlich Kirchenmauern, an Wirtschaften, bei der Landstraße, Meilenzeigern, Wirtschaften- und Bahnhofabritten, in Gefängnissen, wohl auch im Straßenkot angebracht.

Ein oder mehrere Knoten in den Weidenzweigen am Wege, ein flatterndes Band oder Bindfaden mit Knoten, ein Stück Papier mit Strichen, ein oder mehrere Strohschleifen an Gebüsch und Bäumen in der Nähe des Weges, namentlich in der Nähe der Wohnorte zeigt den Vorübergang und die Zahl der vorübergehenden Genossen an, dient einer verprengten Gauertruppe (Bande) als Mittel der Wiederverammlung. Unter den besonders Kennzeichen fehlt natürlich der oft gewechselte Gauername nicht. Der Gauername ist entweder eigentlicher Spitzname (Einohr, Dicker, Langer, Schiefbein, Schnur u. s. w.), oder Bezeichnung nach dem Geburtsort (Hamburger, Frankfurter u. s. w.) oder nach dem Gewerbe (Schuster, Weber u. c.). Der Name wird aber oft gewechselt, worauf die Polizeizeitschriften besonders aufmerksam machen. Besonders stark ist das Unwesen vieler und torumpirter Namen bei den jüdischen Gauern. Gezinkt werden endlich besondere Orte, in der Stadt, im Freien, auf Wegen im Walde. Der Zintplatz, jüdisch-deutsch Wiatzef oder Emmeh (Wahrheit, Bestimmtheit), dient zur Vermittlung der gauerischen Kommunikation als zur schnellen Beiseiteschaffung der Beute (des „Massemattens“) oder zum Sammelplatz nach vollzogenem „Handel“ (Diebstahl). Ist der „gehandelte Massematten“ ein schwer transportabler Gegenstand, so wartet wohl auf dem Zintplatz schon ein „Chaver“ (Wandgenosse) mit dem Fuhrwerk („Agole“, „Mischegol“). „Abgezinkt“ heißt jeder beobachtete und daher in seinem Unternehmen verhinderte oder durch Spuren verratene Gauer.

Das geheime Verständnis und die versteckte Verbindung des Gauertums wird auch im Gefängnis nicht unterbrochen, und ist gerade hier zur Täuschung der der Bestechung unzugänglichen Gefangenenwärter und der Inquirenten auf die höchste Spitze der Kunst entwickelt. Hierbei kommen folgende Verhältnisse vor: das Maremofum (hebräisch Ortsanzeiger) oder der falsche Alibibeweis. Der verhaftete Gauer kann sich nämlich darauf verlassen, daß seine Genossen baldigt Zeugen dafür stellen werden, daß er zur Zeit der Tat an einem anderen Ort (alibi) gewesen. Meist ist das Maremofum schon vorher verabredet, oder wird es sonstwie dem Gefangenen zugestekt. Den falschen Zeugneneid schwören jüdische Gauer fast nie, christliche meist ohne alles Bedenken, was

Lallemant unter anderem der Formlosigkeit des christlichen Eides zuschreibt. Ferner das Kaspern (hebr. belügen) — ist aller Verkehr der Gefangenen unter sich und den freien Gaunern. Die Hauptmittel des Kasperns, worin das Gaunertum äußerst ingenüos ist, sind das Pfiffen — Pee (hebr. Türe, Mund, Schlüßelloch) das Klüßtern durch Schlüßelloch, bei Doppel- und Schalltüren und Korridorwachen unaußführbar und für den Gauner gefährlich; das Challon-Kaspern oder Verständigung durch das Fenster mittels Sprechens, Singens, Betens, Pfeifens, Hustens, Räusperns und der darin liegenden Zinken, wodurch der Gauner den Kocher vom Wittischen in Gefängniszellen und im Freien bald unterschieden hat; die Kutsche oder Agole, d. h. eine Schnur oder ein Faden aus Strumpfgarn, Hemd- oder Strohsackfäden gefertigt, von einem Fenster zum andern gelassen, dort behalten und mit einem andern Faden verknüpft, wird zur wirklichen Kutsche für Papierkugeln, zum Kommunikationsmittel mit anderen Zellen oder der Außenwelt. Kassimer ist das Kaspern durch schriftliche Mitteilungen, sei es, daß man dafür den Gefangenwärter bestimmt oder sie bei Besuchen, in Speisen, in der Wäsche, unter dem metallenen Teller, im Grund der Suppenschalen, am Trageriemen, durch eingekitzelte Zinken am Geschirr u. s. w. zu bewerkstelligen weiß; das Kafesen, das Klopfen der Gefangenen, welches sich zur feinsten physischen Telegraphie unter den Gaunern ausbildet. Für die neuere Zeit nennt Lallement das Vorhandensein eines bestimmten alphabetischen Systems der Klopfsprache oder des Kafesens und zwar in voller Analogie mit dem morse'schen System des Schreibtelegraphen, eine unbestreitbare Tatsache; diese akustische Sprache reicht weit über den Bereich des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins hinaus. Dient das Klopfen zur akustischen Verständigung in der Nähe, so kann aus der Ferne die Sache durch Pfeife, Glocke und dergleichen betrieben werden.

(Schluß folgt.)

Eine Probe des Würdebewußtseins deutschen Gelehrtentums aus dem vorigen Jahrhundert.

Ein seinerzeit hochberühmter Gelehrter, Professor an der tübinger Universität schickte seinem umfangreichen mathematischen Lehrbuche nachfolgende, einen außerordentlich charakteristischen Beitrag zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts liefernde „Widmung“ voraus:

Dem

Durchlauchtigsten Herzog und Herrn,

HERZOG
VON

Herzog zu Württemberg und Teck, Grafen von Nömpelgard, Herrn zu Heidenheim und Zusingen, Rittern des goldenen Vlieses und des Schwäbischen Kreises Generalfeldmarschall etc.

Seinem

gnädigsten Herzog und Herrn

widmet
diese Schrift

mit tiefster und untertänigster Erfurcht
der Verfasser.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herzog und Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht höchste Gnade gegen die Wissenschaften ist so groß und ausgebreitet, daß ich es nicht wagen sollte, Höchstderoelben Durchlauchtigsten Namen, der nur für Meisterstücke und Hauptwerke der Gelehrten vom ersten Range eine Zierde sein soll, gegenwärtigem Lehrbuche vorzusetzen, und von Höchdemselben seinen Glanz zu borren.

Diß war auch wirklich die Ursache die mich bey der ersten Auflage dißfalls zurückhielt und schüchtern machte.

Da aber die in Zeit von 3 Jahren schon wieder betriebene zweite Ausgabe diesem Buche einige Dauer verspricht, vorzüglich aber Euer Herzogliche Durchlaucht selbst es gnädigst anzusehen geruht haben: so erlaube mich in tiefster Erfurcht, Höchstderoelben es untertänigst zu Füßen zu legen, um durch Höchst-Dero glorreichsten Namen ihm erst seinen wahren Wert zu verschaffen, und zugleich für die mir zugewandte höchste Gnade meine submissivste Devotion öffentlich und vor den Augen der Welt zu bezeugen.

Euer Herzogl. Durchlaucht haben, wenn ich mich dieses Ausbruchs bedienen darf, unter den großen allgemeinen und unparteyischen Landesvätern des gesammten Reichs der Wissenschaften einen vorzüglichen Rang; und dieses hohe Bild schwebt mir dergestalt vor den Augen, daß ich nicht sonst allemal, nur alsdann nicht, wann ich es ansehe, Unbedachtlichkeit und Dreistigkeit wegen meinem gegenwärtigen Unternehmen vorwerfen müßte.

Euer Herzogl. Durchlaucht wollen also allergnädigst erlauben, daß ich diß Buch mit allem devotesten Respekt untertänigst zu überreichen, und zugleich, weil doch die Mathematik mit unter die Dienerrinnen der Religion gehört, deren Verteidigung Höchstdieselbe mit dem theologischen Lehramte mir ohnelängst gnädigst anbefohlen haben, demütigt hoffen darf, daß Euer Herzogl. Durchlaucht sich es gnädigst gefallen lassen, wenn ich auf diese ehemaligen von mir öffentlich vorgetragene Wissenschaft auch jezo noch einige Blicke zurückwerfen.

Der Allmächtige, der es eben dadurch auch in seinem Reich helle macht, wenn er hie und da Könige und Fürsten setzt, die den Glanz

der Wissenschaften ausbreiten, wolle Euer Herzogl. Durchlaucht kostbares Leben bis auf die spätesten Zeiten erhalten. Das ist der Wunsch, den mit dem Wunsche aller Liebhaber der wahren Gelehrsamkeit vereinigt Euer Herzoglichen Durchlaucht meines gnädigsten Herzogs und Herrn untertänigster Knecht

den 20. März 1768.

D. Heinrich Wilhelm Clemm.

xz.

Poetische Aehrenlese.

Honoratiorenlid.

Heil dir und Preis, du Landeskraft
Der Honoratioren!
Wer Geld hat, braucht in Wissenschaft
Nicht sein Gehirn zu schmoren.
Er ist des Staates höchste Zier,
Er trägt die längsten Ohren;
Und seinen Ruhm verkünden wir,
Wir Honoratioren.

Durch's Leben gehn wir wie ein Volk,
Wir Honoratioren,
Zu Lust und Ehr', zu Glück und Stolz,
Vom Himmel ausgerufen.
Und sterben wir, so ruft mit Macht
An seinen Himmelstoren
Der hell'ge Petrus: „Platz gemacht
Für Honoratioren!“

„Verbotner Eingang“ schrieben gleich
Wir Honoratioren
An ein besondres Himmelreich
Für Leute wohlgeboren.
Da sind wir felig ganz allein,
Vom Böbel ungehoren —
Wie könnten wir sonst felig sein,
Wir Honoratioren?!

† Garibaldi. †

(Mit Illustration.)

Giuseppe Garibaldi, dessen wohl gelungenes Porträt wir auf Seite 493 unfern Lesern präsentiren, ist am 2. Juni auf der Insel Caprera aus den Reihem der Lebenden geschieden. Wohl selten hat der Tod eines Menschen soviel Teilnahme hervorgerufen, als der Garibaldi's, und wenn diese Teilnahme bei irgend wem berechtigt war, so ist sie es bei diesem tatkräftigsten und uneigennützigsten Patrioten Italiens. Aber nicht bloß Italien hat Ursache, am Grabe Garibaldi's sich pietätvoll seines Wirkens und Strebens zu erinnern — die ganze zivilisirte Welt kann ihre Anerkennung nicht versagen dem Manne, der für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild sein und bleiben wird für alle, die im Kampfe stehen für des Volkes Wohlfahrt und Freiheit. In erster Linie galt Garibaldi's Wirken erklärlicherweise seinem Vaterlande Italien, und hier war es vor allem die politische Zerrissenheit, die Kleinstaaterei, welche an ihm den unversöhnlichen Gegner fand; das beweist die ganze Lebensgeschichte dieses seltenen Menschen.

Giuseppe Garibaldi wurde am 4. Juli 1807 zu Nizza geboren; das 75. Lebensjahr hat er also nicht ganz vollendet. Der stete Anblick des Meeres rief in dem Knaben die Lust zum Seelieben wach. Schon früh trat er in die Handelsmarine, und 1833 finden wir ihn in der sardinischen Kriegsslotte. Der schon damals in ihm schlummernde Gedanke an eine Einigung Italiens brachte ihn in Beziehungen zu dem Rittschmader Mazzini. Nach einer 1834 veruchten aber mißglückten Erhebung mußte Garibaldi flüchten. Er begab sich von Genua über Nizza nach Marseille; von hier aus machte er verschiedene Seereisen, darunter eine als Offizier auf einer Fregatte, welche der Bei von Tunis von Frankreich gekauft hatte. Im Jahre 1836 wandte sich der Verbannte nach Südamerika, wo die Erhebung der Provinz Rio Grande do Sul gegen die brasilianische Herrschaft und der Kampf zwischen Uruguay und den argentinischen Staaten ihm Gelegenheit zu Waffenthaten gaben, die ihn bald zu einen gefürchteten Parteigänger machten. Hier heiratete Garibaldi auch seine erste Frau Anita, eine Frau von mutigem Geiste, die ihm im Felde nicht selten Adjutantendienste geleistet hat. Die Bewegung von 1848 rief Garibaldi nach Italien zurück. Er bot seine Dienste dem König Karl Albert von Sardinien an, wurde aber kühl aufgenommen. Hierauf vom mailänder Verteidigungskomitee mit dem Befehl über ein Freiwilligenkorps betraut, vermochte er nur noch einige Erfolge im Süden von Tyrol zu erringen, die aber auf die Entwicklung der Dinge ohne Einfluß blieben. Nach der Flucht des Papstes trat Garibaldi in die Dienste der provisorischen Regierung in Rom. Auf seinen Antrag erfolgte die Proklamirung der Republik. Er schlug am 30. April 1849 die Franzosen unter Cadinot vor den Thoren Roms, am 9. und 19. Mai

die Neapolitaner bei Palestrina und Velletri und hielt das unbefestigte Rom 30 Tage lang gegen die Franzosen. Ein Zug nach Norden gegen die Oesterreicher scheiterte. In San Marino löste er sein Korps auf und entkam nach Ravenna, wo er sein treues Weib durch den Tod verlor. Auf Befehl der sardinischen Regierung verhaftet, ließ man ihm die Wahl zwischen Gefangenschaft oder Auswanderung. Er zog die letztere vor und begab sich abermals nach Amerika, wo er in New-York und Peru teils Schiffahrt betrieb, teils industrielle Unternehmungen in's Leben rief und sich einiges Vermögen erwarb. 1854 trafen wir Garibaldi wiederum in Italien und damals kaufte er sich auf Caprera, seinem späteren Ruheort, an. Der 1859 zwischen Oesterreich und Sardinien-Frankreich ausgebrochene Krieg drückte dem Volkshelden abermals das Schwert in die Faust. Der Hauptarmee immer weit voraus, schlug Garibaldi mit seinen Alpenjägern die Oesterreicher bei Varese und San Fermo. Der Friede von Villafranca setzte seinem Tatendrang neuerdings Schranken.

Aber schon im folgenden Jahre sehen wir den unermüdeten Vorkämpfer für Volksfreiheit den Sizilianern, die sich gegen Franz II. von Neapel erhoben hatten, zu Hilfe eilen. Mit 1000 Gefährten landete er am 11. Mai 1860 in Marsala und drang nach heißen Kämpfen als Diktator in Palermo ein. Nach Unterwerfung der Insel setzte Garibaldi nach dem Festlande über, zwang Franz II. in Gaeta am 13. Februar 1861 zur Kapitulation und zog am 7. September in Neapel ein. Gleichzeitig rückte auch die sardinische Armee durch den Kirchenstaat in das neapolitanische Gebiet ein. Nachdem die Bevölkerung Victor Emanuel zum König von Italien ausgerufen, zog sich Garibaldi nach Caprera zurück.

Von nun an war Garibaldi's Bestreben auf die Befreiung Roms von der päpstlichen Herrschaft und dessen Erhebung zur italienischen Hauptstadt gerichtet. 1862 unternahm er einen zweiten Zug gegen Rom, wurde aber bei Aspromonte verwundet und geriet in Gefangenschaft, aus der ihn die Amnestie erlöste. 1866 kämpfte er an der Spitze von 20 Bataillonen Freiwilliger gegen die Oesterreicher. Der Ausgang dieses Feldzuges, ausschließlich durch die Siege Preußens gegen Oesterreich herbeigeführt, war bekanntlich die Abtretung Venetiens an Italien. Garibaldi rieferte aber nicht lange. Im Herbst 1867 zog er mit einer Schaar Freiwilliger zur Eroberung Roms aus. Am 23. Oktober schlug er bei Monterotondo 3000 Mann päpstlicher Truppen und zog den Franzosen entgegen, die in Civita-Vecchia gelandet waren. Bei Mentana kam es zur Schlacht, die für Garibaldi unglücklich ausfiel. Er geriet in Gefangenschaft, wurde interniert, dann aber nach Caprera entlassen, wo er sorgfältig überwacht wurde. Im Kriege von 1870, nach dem Sturz des französischen Kaiserreichs, zog er der französischen Republik zu Hilfe, indem er um Dijon mit Freiwilligen einen Guerillakrieg führte, jedoch ohne entscheidenden Erfolg. Nach der Niederlage Bourbaki's gab er seine Entlassung, und wurde von Nizza in die französische Nationalversammlung gewählt, deren monarchisch-keristische Majorität ihm aber keinen sympatischen Empfang bereitet. Er legte daher sein Mandat nieder und zog sich nach Caprera zurück, nachdem ihm der Krieg wenigstens den einen Wunsch erfüllt hatte: Rom war Hauptstadt Italiens geworden. Im November 1874 in Rom zum Deputirten gewählt, nahm er seinen Sitz in der Kammer ein und leistete den Eid auf die Verfassung. Eine ihm durch Besetzung zugesprochene Pension von 50 000 Lire nahm er nur nach längerem Widerstreben an. Er suchte sich nützlich zu machen durch Anträge auf soziale Reformen, Liber-Regulierung, Austrocknung der pontinischen Sümpfe, Erweiterung des Stimmrechtes und dergl., jedoch ohne praktischen Erfolg. Er ließ sich nur selten und in den letzten Jahren garnicht mehr in der Kammer sehen. Er legte sogar, gleich seinem Sohne Menotti, im Jahre 1880 sein Mandat nieder, als sein Schwiegersohn, General Canzio, wegen Beteiligung an Unruhen verhaftet und eingesperrt worden war. Siedurch, sowie durch eine demonstrative Reise zum Besuche Canzio's in Genua im Oktober 1880, erzwang er die Amnestierung und Freilassung Canzio's.

Nicht so vortrefflich wie das Schwert verstand Garibaldi die Feder zu führen. Er hat sich als Romanschriftsteller versucht, aber ohne Erfolg. Seine sonstige literarische Tätigkeit war fast durchweg gegen das ihm tödlich verhaßte Papsttum gerichtet.

Das ist der Mann, dessen bewegtem tatenreichen Leben der Tod am 2. Juni ein Ziel gesteckt hat. Die Einigung Italiens ist wesentlich sein Werk. Die Geschichte kann der Befreiung Italiens von fremdem Fürstentum nicht gedenken, ohne den Namen Garibaldi mit unvergänglichen Lettern in ihren Tafeln zu verzeichnen.

Garibaldi hatte die Feuerbestattung gewünscht, dem Andrängen, man kann sagen der ganzen italienischen Nation, nachgebend, nahmen die Familienangehörigen von diesem Wunsche Abstand und genehmigten dessen Beisetzung in der Familiengruft auf Caprera.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Der Darwinismus als Weltanschauung. Von C. Fehleisen. (Schluß.) — Die Palascha. Eine ethnographische Skizze. (Schluß.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fortf.) — Das deutsche Gaunertum. — Eine Probe des Würdebewußtseins deutschen Gelehrtentums aus dem vorigen Jahrhundert. — Poetische Lehrenlese: Honoratiorenlied. — Garibaldi. (Mit Illustration.) — Tunesisches Zeltlager. (Mit Illustration.) — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Tunesisches Zeltlager. (Illustration s. S. 495.) Auf den ersten Blick könnte man glauben, eine Karavane zu erblicken, die auf einer fruchtbaren Dase Kaste gemacht hat und das um so mehr, als der Handel in Tunis ansehnlich ist, besonders in den Städten Tunis und Susa. Wolle, Olivenöl, Wachs, Honig, Felle, Saffian, tunesische Nüssen, Schwämme, Datteln, Weizen, Gerste u. s. w. werden ausgeführt, wie andererseits baumwollene Zeuge, Eisen, Blei, Manufakturwaaren, Wein, Brantwein, Gewürze, Kaffee, Zuder, Glaswaaren u. s. w. eingeführt werden. Allein der militärische Wachtposten im Hintergrund läßt uns sofort gewahr werden, daß diese Kameele, die so gemütlich im Vordergrund lauern, nicht die Bestimmung haben, die Spezereien Arabiens und andere Handelsobjekte zu tragen, um ihre betrubanten Herren zu bereichern, sondern daß wir ein Bild aus dem Kriegsleben vor uns haben, aus demjenigen, in dem unsere Nachbarn jenseits der Vogeisen mit leichter Mühe Lorbeeren zu pflücken gedacht hatten, wobei ihnen aber die Haut tüchtig geschunden und manche Unze Blut abgezapft wurde. Wir sehen das Zeltlager des tunesischen Armeekommandanten. Eines Kommentars bedarf das Bild nicht; wenn wir auf etwas aufmerksam zu machen haben, so ist es der glückliche Humor, mit welchem der Zeichner seinen Gegenstand behandelt hat. Die drei Kameele nämlich im Vordergrund, sehen sie nicht aus wie Bierphilister, welche die neuesten politischen Ereignisse besprechen und ihre wohlweisen Mutmaßungen über den Verlauf der Dinge gegenseitig austauschen? St.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Wandbesf. Alter Freund Po. Ueber die Hoffmannschen Tropfen, von denen Ihre Frau durchaus nicht lassen will, brauchen Sie sich nicht zu ereifern. Bei Ohnmachten, Magenkrampf, welche von Magenschwäche und Verdauungsbeschwerden verursacht werden, sowie bei Brustkrampf üben diese Tropfen, ein- oder mehreremale hintereinander auf Zuder eingenommen, oft eine sehr wohlthätige Wirkung aus. Auch Ohren- und Zahnschmerz können damit nicht selten erfolgreich behandelt werden. Erfrischer, indem man das offene Fläschchen in warmes Wasser stellt und den Dampf in den Gehörgang eindringen läßt; letzterer, indem man die Tropfen auf Baumwolle tröpfelt und diese in den hohlen Zahn bringt. Rheumatische Schmerzen an anderen Körperstellen erfahren durch Einreibung einer Mischung von Opodeldoc mit Hoffmannschen Tropfen Milderung. Wo entzündliche Affektionen vorliegen, hat man sich jedoch der Anwendung dieses Mittels zu enthalten.

Bonn. Stud. R. Nach allem, was Sie uns mitteilen, leiden Sie nur an der Furcht vor einer Krankheit. Diese Furcht ist störend, aber gefährlich ist auch sie in Ihrem Falle nicht, da die Krankheit, an der Sie zu leiden sich einbilden, viel reellere Ursache nötig hat, um entstehen zu können. Wagen Sie, gesund zu sein, — das ist alles, was wir Ihnen raten können.

Redaktions-Korrespondenz.

Altona. Ulgarrenarbeiter J. und Hottenhänd bei Solingen. Schwertschmied C. B. Sie haben jeder zwei unserer Preisblätter glänzend gelöst. Nun frisch auf an's dritte! Ungelohnt ist nun keine dieser harten Wälse mehr.

Berlin. G. R. Ihre Verse behandeln genau denselben Gegenstand, wie ein Gedichtchen Gottfried Keller's; wir wollen letzterem hier Raum geben, um zu zeigen, was in wertigen Zeilen aus solchem Stoff in aller Einfachheit und ruhrender Natürlichkeit zu machen ist.

Bei einer Kindesleiche.

So bist erloscht du lieblich junges Licht,
Das mir erquickend in das Herz gezündet?
Noch sprach drei Worte deine Runge nicht,
Doch hat dein Lallen mir soviel verkündet.
Das Schönen, das die artigen Bande sticht,
Es hat tiefinnig mich mit dir verbunden:
Da vor viel Großen unter dieser Sonnen
Gab' ich dich kleine Lieb und wert gewonnen.

Gefallen Ihnen diese Verse?

London. G. R. Wt. angekommen. Erschien bei erster nächstiger Lesung ganz im Geiste der „R. W.“ gehalten. Definitives bald. Frdl. Gruß.

Kottbus. R. G. Angenehm, daß Sie einverstanden sind. Wegen eine Titeländerung haben Sie wohl nichts einzumenden?

Büsch. C. B. Frdl. Dank für die jüngste Einsendung. Haben Ihren Wunsch der entscheidenden Stelle sofort übermitteln. Mit dem Abdruck Ihrer Abhandlung werden wir noch einige, wenn auch nicht lange Zeit warten müssen, weil sonst bezüglich des Gegenstandes derselben unseren Leser leicht scheinen möchte, die „R. W.“ böten des Guten zu viel.

Wotsdam. Karl D. Ihr Vorschlag, das deutsche Reich soll zu allererst die Kleidungsindustrie moralisieren, gibt zu denken. Sie meinen: „Schaden könnte das nicht, bei den Schneidern besonders garnicht, die großen von der jüdischen Schundfabrikation ganz abgesehen, sind die reinen Blutigel“ (sollte heißen Blutegel) „und die kleinen laugen Hungerploten. Also mag der Staat Röde und Hofen machen, das ist jedenfalls eine nützliche Beschäftigung.“ Was meinen Sie aber, wenn der bekleidungsmonopolistische Staat dann eines schönen Tages auf den Gedanken käme, alle Röde, Hofen zc. nach einem Schnitte und von demselben, — alter Diebhaberei zu gefallen — vielleicht doppeltem Tuche herzustellen? Ueberlegen Sie sich die Sache noch ein wenig.